

Vielfältige neue Mundartliteratur

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **70 (1975)**

Heft 3-de

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vielfältige neue Mundartliteratur

*Ein überragender Roman noch verbessert:
Albert Bächtold, De goldig Schmid*

4. Auflage. Verlag Peter Meili, Schaffhausen 1974. Fr. 30.–

Vor drei Jahrzehnten habe ich Albert Bächtolds Roman «De goldig Schmid» zum ersten Mal gelesen. Es war meine erste Begegnung mit dem Wilchinger Poeten, eine nachhaltige, beinahe so etwas wie eine Offenbarung. Da war einer aufgestanden und hatte ein ansehnliches Buch geschrieben in der Sprache des Dorfes, in dem er aufgewachsen und das ihm seine Sprache mitgegeben hatte. Mehr noch, es war zum Epos eines Klettgauer Dorfes geworden, das einen der Seinen einst in die Fremde getrieben hat und ihn nun nach langen Jahren wieder aufnimmt, ein Absorptionsprozess auf Gegenseitigkeit. Vor allem aber ist es das Epos eines Menschen, der sich vorgenommen hat, die lang gehätschelten Rachegeleüste an seinen einstigen Peinigern auszutoben, ein unmenschlich und egozentrisch gewordener Mensch, der nun, da ihm die Mittel zur Abrechnung in die Hand gegeben wären, erst anfängt, zu sich selbst zurückzukehren und ein Mensch unter Menschen zu werden. Es ist gut zu wissen, dass Bächtolds Roman ein Jahrzehnt vor Friedrich Dürrenmatts «Besuch der alten Dame» geschrieben wurde. Denn gewisse Ähnlichkeiten sind unübersehbar. Freilich sind die Kilchdörfler keine Güllener. Aber sie nehmen das Geld des Ölmagnaten so gut wie jene die Milliarde ihres Rachegeistes.

Von der sprachlichen Seite her war Bächtolds Buch eine einzigartige Leistung. Längst ehe es die Sprachexperimentalisten und die Berner Troubadours gab, war es dem sprachbewussten Klettgauer Poeten gelungen, eine dörfliche Mundart ohne jede literarische Tradition – die es bei den Bernern seit mehr als 150 Jahren gibt – zum hinlänglichen Medium eines bedeutenden epischen Geschehens zu machen. Und was noch erstaunlicher war: ein stattliches Lesepublikum sammelte sich um den Wahlzürcher Albert Bächtold und hielt ihm durch Jahrzehnte die Treue, auch als die weiteren Mundartromane erschienen, die sich zu Bruchstücken einer grossen Lebensbeichte zusammenschliessen. «De goldig Schmid» gehört nicht zu ihnen. Er bleibt ein episches Kunstwerk für sich, die Geschichte eines in die Fremde verschlagenen Odysseus, der, mit Schätzen reich beladen, in seine Heimat zurückkehrt, nicht um, wie das unvergängli-

che Vorbild, seine Widersacher, sondern sein eigenes monomanes Ich zu erledigen.

Und jetzt, 33 Jahre später, kam das Buch noch einmal auf meinen Tisch, und noch einmal las ich es, gespannt, ja fasziniert durch seine Unmittelbarkeit, zu Ende. Nichts daran ist schimmlig geworden, im Gegenteil, der Ölmagnat aus dem fernen Westen entbehrt heute nicht einer unerwarteten Aktualität. Aber nicht dies macht den frischen Wind aus, der einem da entgegenweht. Vielmehr liegt eine eigentliche Neufassung vor. Albert Bächtold hat das Werk nochmals, und zwar mit äusserst kritischem Sinn, in die Kur genommen. Es ist mir keine Seite begegnet, an der er nicht gefeilt hätte. Reflexionen und Verallgemeinerungen und unnötig scheinende Ergänzungen wurden ausgestrichen und damit der Erzählgang gestrafft. Und vor allem eines: jede Zeile wurde auf ihre mundgerechte Tonart hin neu überprüft. Wo die schriftsprachliche Formel durchschimmerte – und in einem Text mit so viel wirtschaftlichen, sozialen und allgemein geistigen Fragestellungen ist das unvermeidlich –, da sucht der Autor nun noch näher an die Tonart einer Dorfbevölkerung heranzukommen. Aus «oder es isch en vorübergehende Konjunkturrückschlag iitratte» wird jetzt einfach «oder 's hät en Rückschlag ggee» (S. 182/231).

Ein gutes Buch, was es schon in seiner ersten Fassung war, ist damit noch besser geworden. «De goldig Schmid» wird als eine der originellsten Leistungen unserer schweizerischen Literatur im Jahrzehnt des Zweiten Weltkriegs die Zeiten überdauern.

Karl Fehr

*Ein Dutzend neue Thurgauer Erzählungen:
Ernst Nägeli, Rose n ond Törn*

Verlag Huber, Frauenfeld 1974. Fr. 28.–

Zu seinem neuen Buch sagt der Verfasser in einem kurzen Vorwort:

«Wäretdem die <Tuusig Aamer Kartüüser> vo mim erschte Buech mit Thurgauer Gschichte n usgloffte sind, semmer nöui Gschichte n us em Thurgi dor de Chopf ggange. Wo n e Totzed binenand gsi isch, hät de Verleger wider e Buech drus gmacht.»

«Rose n ond Törn» heisst das neue Buch. «Rosen ond Törn» könnte der Titel auch heissen, weil man heute im Dialekt so schreibt.

Die zwölf Kurzgeschichten des 118 Seiten zählenden Buches, mit hübschen Zeichnungen von Albert Gerster versehen, sind einfache Erzählungen aus vergangenen Tagen, die in einer geordneten, in sich ruhenden Welt spielen. Im wesentlichen erzählen sie zum Teil schnurrige Episoden aus der

bäuerlichen Welt. Ein paar Mal betreten wir herrschaftliche Häuser mit geschichtlicher Tradition. Gelegentlich bedrängt ein kleiner Sturm die Menschen für eine Weile, ohne sie aus der Bahn zu werfen. Nägeli erzählt etwas trocken und nüchtern, Gefühlsausbrüchen weicht er aus, Liebesgeschichten verlaufen beinahe sachlich. Seine Menschen verlieren sich nicht in geistige Spekulationen, sie bleiben schön auf dem Boden. Seine Bauern arbeiten hart, lassen sich aber gelegentlich bei gutem Essen und reichlichem Trunk zu einem Ulk verleiten, aber das alles geschieht immer mit Mass. Manchmal muten seine Geschichten eher wie Berichte an. Sicher wird auch dieses Buch seine Leser finden, auch darum, weil sich hinter der Nüchternheit ein unauffälliger Humor, eine gewisse Schalkhaftigkeit verbergen oder ein Lächeln hinter den Stockzähnen sichtbar wird.

Zur Sprache wäre noch zu bemerken, dass sie gelegentlich etwas mundartfremd und eher schriftdeutsch wirkt. Man stösst auf Sätze, die sich ohne Mühe ins Schriftdeutsche übertragen lassen, wie z. B. folgender Satz: «Won im Hornig 1871 d Bourbaki-Armee, wo die Tütsche gschlagen ond ghetzt hand, i der Schwyz Zueflucht gsuecht hät, do ischt o em Thurgi e Kontingent internierti Soldate ond Ross zuegwise worde.» *Dr. J. M. Bächtold*

Deutschbünden hinter den Fassaden: Walservolch. Bündner Walser schreiben in ihrer Mundart

Verlag Walservereinigung Graubünden, Chur 1974. Fr. 28.–

Mit Unterstützung des Kantons hat die Walservereinigung Graubünden das 300 Seiten umfassende Buch «Walservolch» herausgegeben. Es enthält Arbeiten von 40 Autoren, die den verschiedenen Walsergebieten zugehören und deren Dialekt sie schreiben. So erfährt man z. B., wie man in Hinterrhein, Davos, Arosa, Avers, Vals, Safien, Obersaxen usw. spricht. Dass das Walserdeutsch dieser weitauseinanderliegenden Täler variiert, versteht sich von selbst. Gemeinsam aber sind allen Dialektspielarten die altertümliche Form und ein reicher Wortschatz. Das Buch wird so zu einem Dokument einer bodenständigen Sprache, eines Kulturgutes, die heute beide durch Abwanderungen, Vermischungen der Bevölkerung, den Einfluss der Fremdenindustrie bedroht werden. Es ruft, ohne es ausdrücklich zu sagen, zur Besinnung auf.

Die Arbeiten der 40 Autoren sind nicht nur sprachlich sehr aufschlussreich, sie erschliessen eine eigenartige Sagen- und Mythenwelt, stellen die Sitten, Lebensgewohnheiten, kurzum das Brauchtum der Walser dar. Sie erzählen vom harten Le-

ben der Bergbauern, dem Freiheitsdrang der Walser und ihrem Willen, errungene Freiheiten nicht preiszugeben. Wenngleich manches, wie die Herausgeber sagen, gefährdet ist, so bezeugen die Arbeiten der Autoren doch, dass selbst in bekannten Kurorten hinter prunkvollen Bauten und Fassaden der Fremdenindustrie walserische Eigenart sich behauptet und man das Wesen des Landes und dessen Bevölkerung erkennen kann. Hierin liegt die Bedeutung dieses Buches.

Ein paar Wünsche bleiben für den Nichtwalser allerdings unerfüllt: Das beigefügte Wörterverzeichnis dürfte etwas umfangreicher und genauer sein und wäre besser alphabetisch zu ordnen. Was für den Walser selbstverständlich zu sein scheint, wird für den Nichtwalser oft zur unbeantworteten Frage. Man möchte auch wissen, ob alle Beiträge Originalbeiträge oder Abdruck sind. Diese Einwände ändern aber nichts an der Tatsache, dass das Buch einen wertvollen Beitrag zum Studium des Walserdeutschen leistet. *Dr. J. M. Bächtold*

Weitere berndeutsche Geschichten:

Hans Rudolf Balmer, Der Strassewüscher Gregor

Francke Verlag, Bern 1974. Fr. 19.80

Man kennt den gebürtigen Laupener wohl vor allem als erfolgreichen Mundartdramatiker; wie oft ist beispielsweise sein «Sühniswyb» über die Bretter gegangen! Unbestritten sind aber auch Balmers Qualitäten als Erzähler; mit diesen zehn Mundartgeschichten bestätigt er sie aufs schönste. – Gleich die erste Erzählung macht deutlich, dass der gewesene Berner Lehrer und Stadtrat zwar unterhalten, aber doch nicht nur unterhalten will: unterströmig geht immer ein zeit- und sozialkritisches Anliegen mit. Gregor Schärz, der arme, vaterlos gewordene Heimkehrerbub, der zuletzt ein bescheidenes Lebensglück findet, hätte einen Weg ohne Irrungen und Wirrungen gehen können, wäre ihm der «Knorzi» von Vormund als Mitmensch und nicht als kalter Rechner gegenübergetreten. In der Erzählung «Der neu Sigerischt» stellt der Verfasser ohne Umschweife fest: «U so schön u heimelig di chlyne Landstedtli sy, si chöi zu unerchannte Chlatschnäschter wärde u sy vilmals voll vomene faltische Hochmuet, vo Eigidünel u versteckter Uduldsamkeit.»

Mehrmals greift Balmer brennende bäuerliche Themen auf. «Sinnlosi Treui» ist die Geschichte eines Bauern am Stadtrand, der allzu lange nicht begreifen will, dass die neue Zeit seinem Hof das Lebensrecht abgesprochen hat. «Dass me ke Güg-gel meh het chönne ha, wo zur Summerzyt halt

scho um die Vieri Tagwacht macht», dass die Kühe nachts auf der Weide keine Glocken mehr tragen dürfen, sieht Fritz Eicher zur Not ein. Im übrigen aber klammert er sich an einen wacklig gewordenen Rechtsparagrafen: «Wär isch zersch da gsi, die dert äne oder i?» – In «Dür d Zytig gheilt» («kuriert» hiesse es vielleicht besser) wird ein Bergbauer vor die entscheidende Frage gestellt: Bauland verkaufen und «reich» werden – oder: sich selber und den Nachkommen ein bescheidenes Leben auf unzerstückeltem Boden sichern.

An Balmers Bärndütsch ist kaum etwas zu bemängeln. Bei aller Bodenständigkeit und Farbigkeit haftet ihm nichts gesucht Altertümliches an, ein Beweis für das feine Stilempfinden des Autors.

Hans Sommer

Tragik und Humor im Simmental:

Walter Eschler, Louigfah u ander Erzeligi us em obere Simetal

Francke Verlag, Bern 1974. Fr. 16.80

Eschler, 1909 in Zweisimmen geboren, lebt seit Jahren im Spiegel bei Bern. Mit seinem Heimattal ist er aber aufs innigste vertraut geblieben; das verraten seine Volksstücke mit Themen aus der simmentalischen Kulturgeschichte (Beispiel: «Tüflisches Chrut»), das verraten neuerdings die acht unter dem Titel «Louigfah» erschienenen Erzählungen: sie sind echtestes Simmental nach Örtlichkeiten, Personen, Begebenheiten, ganz besonders nach der Sprachgebung. Wie vor ihm Albert Streich in Brienz und die Frutigtalerin Maria Lauber, bemüht sich Walter Eschler, der sprachlichen Wirklichkeit auch in der erstarrten Druckform so nahe als möglich zu kommen. Eine knappe Einführung in die Schreibproblematik ist besonders für den Nichtoberländer eine wertvolle Hilfe; dasselbe gilt natürlich vom «Wörterverzeichnis» am Schluss.

Wie farbig und wie lebensvoll Eschlers Palette ist, deuten schon die Titel an. «Louigfah» führt mit kräftigen, realistischen Strichen die Schrecknisse eines Lawinenniederganges vor Augen. Die Geschichte von den «usrangschierte Militärhosi» gibt einen menschlich ergreifenden Einblick in das Leben im Altersheim (auch da mit genauen simmentalischen Bezügen). Manche Überschrift scheint andererseits schon etwas von der zu erwartenden Spasshaftigkeit, von Humor und Witz zu verraten, z. B. «Ds nüw Sprenggpulver». Man unterhält sich denn auch köstlich; Eschler kann sich nicht genug tun in der Ausgestaltung drolliger Szenen. Am allerbesten, so scheint mir, zeigt sich seine Beobachtungsgabe in den wirklichkeitsnahen, durch und

durch sachbezogenen Dialogen. Man höre zum Beispiel, wie der Oberstäg Röbel «i der innere Santstäfte-Gmii» (St. Stephan), dem es «i de Württschafti wöhler» ist als auf dem Arbeitsplatz, sein Wildererabenteurer am Fromattgrat vorbereitet: Das «Süwli» ist ihm umgestanden. «Rotlauf – Uus... fertig. E Monet vor em Metzge!»

Na mene Chehr jammeret d Rosa scho zum zweite Mal: «O du myn Troscht, jitze müesse wer nus ds Schwyniga für diz Jahr i ds Chemi schrybe.» – «Soo?» bugeret der Alfridel. «Vo bloessem Kööch chöne wer uf d Lengi imel nit läbe!» – «Was blybt nus andersch? – Für nes gmeschtets Süwli z erhandle, reckt ds Gäält nit! U für i d Schaal ga Fliisch z chuuffe nu vil weniger!» eryferet sich d Mueter. Der Jung würft di Zytig verergeret uf e Tisch, schuenet zur Chuchitür u wott verschwinde. «Du, Alfridel», het ne der Vatter zrug, «säg i der Saagi, du chömisch übermoore nit cho wärche.» – «Wiso?» – «Wier gangen obsich.»... («Der Genschfrävel», S. 80)

Hans Sommer

Solothurner Monologe:

Ernst Burren, I Waud go Fahne schwinge

Zytglogge-Verlag, Bern 1974. Fr. 13.–

Es geht einem seltsam mit den modernen Mundarttexten, die bald als «Gedichte», bald als «Geschichten» etikettiert werden und einander äusserlich oft so verzweifelt ähnlich sehen: Manche ermüden rasch, weil sie nicht viel mehr sind als sprachliche Fingerübungen, unverbindliche Spiele mit Silben und Wörtern, die man nun nachgerade zur Genüge kennt. – Aber es kann geschehen, dass ein simpler Alltagstext, mit scheinbar stenographischer Treue einem Kindermund, einer von geheimen Sehnsüchten umgetriebenen Arbeiterfrau, einem paragraphengläubigen Berufsmann nachgeschrieben, einen plötzlich zu fesseln beginnt. So erging es mir bei der Lektüre der «Mundartgeschichten» des Solothurner Lehrers Ernst Burren.

Zunächst fällt das Schriftbild auf. Ohne phonetische Hilfen kommt es dem wirklichen Sinneseindruck überraschend nahe; freilich hat sich der Leser immer wieder mit sehr seltsamen Gebilden auseinanderzusetzen: i d Schueu (in die Schule), Schbrit (Sprit), Ueich Buurefroue (euch Bauernfrauen), Oeutereschbrächschtung (Elternsprechstunde) usw. Die Aussage selbst, so erkennt man bald, ist bei Burren alles andere als der unkontrollierte Abklatsch einer (im allgemeinen eher tristen) Wirklichkeit. Freilich, der Verfasser schaut seinen Leuten scharf aufs Maul. Gerade so wie in «Löht

doch mi Honda i Ruei», gerade so spricht ein Bub, der die Töffbegeisterung so weit treibt, dass sein erträumter Honda schliesslich wirkliches (und schöneres) Leben vortäuscht. Alltagssprache. Aber ein im letzten geheimnisvoller geistiger Umwandlungsprozess macht aus Alltäglichkeiten und Banalitäten sprachliche Symbole, und unvermittelt spricht aus ihnen der engagierte Kulturkritiker, der (oft heimlich lächelnde) Satiriker, der an den Übeln dieser Welt leidende Mitmensch, kurz: der Dichter.

Manchmal lässt sich ein Zipfelchen von Burrens Sprachkünsten fassen. So zum Beispiel da, wo der verknöcherte Oberlehrer den jungen Kollegen durch das Schulhaus führt, in dem der Abwart mit unmenschlicher Strenge für Ordnung sorgt: «d Schue sötte immer / uf de Bänkli si / dr Abwart verbrönnt aui / wo nach der Schueu / am Bode ligge». Auf dem Pausenplatz sei kürzlich ein Unfall passiert, berichtet der Oberlehrer weiter: «... dä Bueb isch drunger cho / und isch nachhär zwe Monet / im Schbitau gläge / das wär nid bassiert / wenn dr Lehrkörper / hätt Ufsicht gha.»

Schon nur in diesem «Lehrkörper» liegt ein ganzes Programm!

Hans Sommer

Eine Sagensammlung als Bestseller:

Alois Senti, Sagen aus dem Sarganserland.

Umschlag und 13 Ansichten von Heiner Bauer

Schriften der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, Band 56. 495 Seiten. G. Krebs AG, Basel 1974, 2. Auflage 1975. Fr. 38.–

Vor einigen Jahren hat Alois Senti in einem Anekdoten-Büchlein Humor, Witz und Schalk der Sarganserländer gezeichnet. Nun zeigt er uns in einem vielfach dickeren Band gleichsam die Gegenseite: Angst und Not, Frevel und Recht, Schuld und Erlösung, wie sie das Volk in ernsten, tragischen, zwielfichtigen Geschichten gestaltet und bis heute überliefert hat, ja noch neu formt. Der Sammler hat keine Mühe gescheut, in jahrelangem Herumfragen in den zwanzig Dörfern von Vättis bis Murg alles zu erfahren und sorgfältig festzuhalten, was man weiss von freien Walsern, Schlossherren und Heiligen (auch Niklaus von der Flüe), vom ewigen Juden, von Bergmännlein, Venedigern, Hexen und Geistern aller Art bis zum Valeishund und zum rätselhaften «Grääggi», von Schatzgräbern, Grenzfrevlern, fahrlässigen Sennen, hilfreichen Geistlichen, von unheimlichen Erlebnissen im Dorf und auf der Alp, in Nacht und Unwetter. Und genau was und wie die vielen Einheimischen erzählt haben, genau so gibt es Senti wieder, unverändert echt, seien es abgerundete Geschichten,

kurze Berichte oder auch nur Bruchstücke, natürlich in der Mundart des betreffenden Sprechers, dazu in einer überlegten Schreibweise. So berichtet eine betagte Flumserin: «Ämoul hät ä Herr of em Schloss Gräpplang au ä Puur äsou queilt. Där hät ä zwölfjeirigä Bueb gka. Dr Schlossherr hät nä chuu luu und em gsäit, är müess än Öpfel of em Chopf vum Bueb zmitzt abänander schüüssä. Där Puur hei pätet und noi (nachher) gschossä und troffä. Of das ai hei nä där böüs Herr duä gschuunet.» Also eine Apfelschusszene auch bei Flums, ohne die Namen Gessler und Tell, ohne Gefolge und Volk, mit knappsten Mitteln erzählt, aber mit einem bezeichnenden Zwischenmotiv: der Mann betet vor dem Schuss.

Für den anspruchsvolleren Leser wie für den internationalen Sagenforscher ist der Band mit hilfreichen Zusätzen versehen: Übersetzung schwieriger Stücke ins Hochdeutsche, Abdruck früherer Sagentexte (seit Diepold Schilling), reiche Worterklärungen, gründliches Personen-, Orts- und Motivregister, ausführlicher Rechenschaftsbericht. So darf diese Sagensammlung als schlechthin vorbildlich bezeichnet werden, und sie hat denn auch bereits einen Verkaufserfolg erlangt und internationale Anerkennung gefunden.

Rudolf Trüb

Weitere Neuerscheinungen:

Walter Käslin, Der Orgelischt. Gschichte im Nidwaldnerdialäkt. Selbstverlag «Bachegg», 6375 Beckenried, 1974.

Otto Schaufelberger, Züri-Oberländer Choscht. Kurzgeschichten und Anekdoten in der Mundart des Zürcher Oberlandes. Verlag Druckerei Wetzi-kon 1974.

Fritz Brunner, Wer isch de Dieb? und anderi Gschichte. Orell Füssli Verlag, Zürich 1975.

Josef Villiger, Ifäll und Ufäll. Prosa, Gedichte, Aphorismen. Baden Verlag 1974.

Julian Dillier, So z' sägä es paar Sprych. Nussbaum Verlag, Sarnen 1974.

Peter Boschung, Verse und Prosa (zum Teil in Deutschfreiburger Mundart). Paulusverlag, Freiburg i. Ü. 1975.

Josua Boesch, Gebätt i der Mundart. Zürich 1974.

Ueli Hafner, Zwüsche Tag und Nacht. Gedicht und Värse i der Soledurner Mundart. Solothurn 1975.

Ernst Hofmänner, S Johr dur. Verse in Werdenberger Mundart und Schriftsprache. Zürich 1975.

Werner Longatti, SinnerZit (Erinnerungen). Trogen 1974.

August Corrodi, De Herr Dokter. (Neudruck der zürichdeutschen Idylle von 1860.) Verlag Berichtshaus, Zürich 1974.